

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 245 (1972)

Artikel: Der Mieter nebenan
Autor: Merz, Natasha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mieter nebenan

Wir wohnen in einem neuen Mietshaus, ich und noch unzählige andere, die ich kaum oder gar nicht kenne. Das ganze Haus wird offenbar nur von den vielen Leitungsrohren zusammengehalten; denn die Wände sind so dünn, dass man kaum einen Bildernagel einschlagen kann, ohne befürchten zu müssen, dessen spitzes Ende komme in der Wohnung des Nachbarn wieder heraus. Das hängt natürlich mit der neuen Bauart zusammen. Früher wurde Backstein auf Backstein gelegt, was solide, lärmdämpfende Wände ergab. Heute aber werden die Wände gezogen; so etwas behauptete wenigstens ein Fachmann, den ich befragte. Ganz genau weiss ich das auch nicht, doch mir reicht das, um zu verstehen, weshalb die Wände heutzutage so vorhangmässig dünn sind.

Warum ich mich darüber aufrege? Weil ich einen unausstehlichen Nachbarn habe! Er besitzt wie ich eine Zweizimmerwohnung. Unsere Zimmer, Küchen und Balkone grenzen aneinander. Er ist ein grossgewachsenes männliches Wesen, heisst – wenigstens dem Türschild nach – Manfred Schneider, mag ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein und ist ledig. Ich nehme es wenigstens an, da er in den letzten acht Monaten nie Damenbesuch hatte. Das ist das einzige, was für ihn spricht.

Der Mieter nebenan ist schrecklich laut. Morgens in der Badewanne singt er Arien. Das wäre gar nicht so schlimm, vorausgesetzt, er könnte singen. Aber was er da in voller Lautstärke von sich gibt, tönt so schrecklich und so falsch, dass einem die Haare zu Berge stehen.

Dann hat er eine weitere mich störende Eigenschaft: er kocht gerne. Ich habe zwar keine Ahnung, was er zusammenbraut, ich weiss nur, dass er eine Schwäche für Zwiebeln hat. Kaum ein Nachtessen, das er ohne geröstete Zwiebeln zubereitet! Die Leidtragende bin ich, weil sich der Zwiebelgeruch mit Vorliebe über meinen Balkon in meine Wohnung schleicht und sich dann hartnäckig bei mir einnistet.

Zu meinem grössten und tiefsten Leidwesen aber sieht dieses Individuum genau so aus, wie ich mir seit Kindesalter den Mann, der mich zu faszi-

nieren vermöchte, vorstelle. So kommtes, dass dieser Herr Schneider mehr als nötig in meinem Kopf herumspukt. Da man sich mit vierundzwanzig ledigen Jahren auf den Schultern ganz langsam bemerkbar machen muss, stellte ich mich ihm auch verschiedentlich in den Weg. Umsonst. Ein freundliches, aber sehr unpersönliches Grüssen, ein Offenhalten der Lifttüre oder ein sonstiges Vortrittsrecht hätte genau so gut einem anderen menschlichen Wesen gelten können. Ich versuchte es etwas massiver, trug keuchend meinen vollen Abfalleimer zum Lift, als ich hörte, dass auch er bereit war, seine Wohnung zu verlassen. Als wohl-erzogener Mann nahm er mir die Last selbstverständlich ab, doch unten angekommen, wies er meine überschwenglichen Dankesworte mit einem etwas spöttischen Lächeln zurück, grüsste und verschwand.

Es war also nichts zu machen. Ich war nicht der Typ Frau, der ihn interessierte. Das ärgerte mich, und seither rege ich mich noch viel mehr auf, wenn ich seine Zwiebeldüfte einatmen oder seine Arien mitanhören muss.

Inzwischen ist es Sommer geworden. Auf den Balkonen blühen die Geranien, und dahinter sitzen Dutzende von Alleinstehenden und träumen in die warme Abendluft hinein. In unserem Stockwerk ist sogar etwas Schreckliches passiert: der Mieter nebenan empfängt Damenbesuch! Sie ist blond (vermutlich gefärbt!), gross und schlank, hat eine laute, herrische Stimme und ein noch lauterer Lachen. Die beiden sitzen meist auf dem Balkon, trinken irgend etwas und erzählen sich ganze Romane. Ihre Unterhaltung scheint mir höchst belanglos und ungefährlich zu sein. Ich weiss das; denn meist klebe ich an der dünnen Wand, die unsere Balkone voneinander trennt. Sie heisst offenbar Alma. Wie kann man einen solch unmöglichen Namen tragen!

Auch heute sitzen wir wieder alle drei auf den beiden Balkonen.

«Ach, Mandy, du weisst ja gar nicht, wie schön und gemütlich es bei dir ist», sagte das blonde Giftsoeben, vermutlich mit entsprechendem Augenaufschlag. «Danke, Alma», antwortete die tiefe, angenehme Männerstimme, «ja, auch ich liebe diese warmen Abende auf dem Balkon.»

«Ja, weisst du, Mandy», fuhr seine Besucherin

mit, wie mir schien, etwas verlegenem Lachen weiter, «ich habe immer gesagt, ich heirate erst, wenn der Mann meines Lebens und ich eine gemütliche Wohnung mit einem grossen Balkon gefunden haben. Jetzt sehe ich ein, dass ich recht gehabt habe... Diese romantischen Sommernächte zu zweit, diese sterneklaren...»

Ich hatte genug gehört. Ich verzog mich in mein Zimmer und warf die Balkontüre wütend zu. Diese Gans! Einen Mann wie Manfred Schneider heiratet man doch nicht nur des Balkons wegen. Überhaupt, dieses gerissene Frauenzimmer schien ihn in eine Ehe hineinlocken zu wollen, für mich also Zeit zu handeln.

Am nächsten Tag kaufte ich drei Kilo Zwiebeln, ging nach Hause und rüstete sie unter unsagbar vielen Tränen. Doch die Mühe lohnte sich. Manfred und sein Besuch machten es sich auf dem Balkon gemütlich. Ich öffnete mein Fenster so weit wie möglich, nahm meine Bratpfanne vom Gestell und begann Zwiebeln zu dünsten. Als der Geruch sich stark zu verbreiten begann, zog ich die Pfanne vom Feuer und schlich mich auf den Balkon. Ich kam gerade rechtzeitig, um meine Rivalin schimpfen zu hören:

«Das ist ja wirklich eine Zumutung! Kann dein Nachbar seine Fenster nicht schliessen, wenn er seine abscheulichen Gerichte zusammenbraut? Beschwerde dich doch bitte bei ihm.»

«Es ist eine Nachbarin», antwortete er betont.

«Ach so! Hm – ist sie hübsch?»

«Ja.»

Er sagte ganz einfach «ja». Mein Herz schlug vor Freude bis zum Hals hinauf. Ich presste mein Ohr weiterhin an die Wand, um ja nichts von dem für mich so wichtigen Kommentar zu verpassen.

«O Mandy», lachte da meine Rivalin sehr laut, «eine Frau, die gerne Zwiebeln isst und diesen abscheulichen Geruch in ihrer Wohnung duldet, kann dir ja nicht gefährlich werden. Komm, gehen wir doch ins Wohnzimmer.»

Die Balkontüre schloss sich, und ich hörte lei-



Essbare Kunst

Im Herbst 1970 veranstaltete der Leist der untern Stadt in Bern mit Hilfe namhafter Berner Künstler eine Aktion zugunsten der Betagten in der Bundesstadt. Die bemalten Lebkuchen wurden in der Gerechtigkeitsgasse ausgestellt und fanden guten Absatz.
Photopress-Bilderdienst, Zürich

der nichts mehr. Ich setzte mich auf einen Stuhl und wägte meinen ersten Erfolg sorgfältig ab. Manfred Schneider fand mich hübsch, das war wichtig, aber das blonde Gift wurde dadurch nicht verdrängt. Ich musste etwas Besseres ausstudieren.

Am nächsten Tag hob ich von der Sparkasse den Betrag ab, den ich mir für meine Ferien auf die Seite gelegt hatte. Ich betrat ein Radiogeschäft, liess mir Tonbandgeräte vorführen und kaufte den teuersten Apparat. Zu Hause installierte ich ihn im Badezimmer. Da unsere aneinanderliegenden Badezimmer einen gemeinsamen Abzug haben, war es sehr einfach, das Mikrophon an guter Stelle anzubringen. In den nächsten drei Tagen ging ich abends nicht nach Hause, ich wollte mich nicht selber quälen. Also besuchte ich mit Freundinnen ein Kino. Dafür stand ich jeden Morgen eine Viertelstunde früher auf, ging ins Badezimmer und drückte, sobald das jämmerlich falsch gesungene Morgenkonzert begann, den Aufnahmeknopf meines neuen Tonbandgerätes. Am kommenden Samstagmorgen hatte ich frei, während mein Nachbar zur Arbeit gehen musste. Diese Gelegenheit benutzte ich, um meine Arien-

sammlung abzuspielen. Das Gerät war tatsächlich ein Goldstück! Wunderbar kräftig und grundfalsch tönten die Melodien, ja selbst das Gurgeln des Wassers war ab und zu zu hören.

Das Glück war mir hold; denn um acht Uhr abends kam der Mieter nebenan in seinem kleinen Auto angefahren, parkierte, lief um den Wagen herum, öffnete die Türe und zog seine verehrte Alma heraus. Rasch lief ich noch einmal auf den Balkon, liess zur Probe ganz leise den Anfang des Bandes ablaufen. Ja, es klappte. Dann setzte ich mich gemütlich hin, zündete mir eine Zigarette an und vertiefte mich in ein Buch. Ich musste mich eine halbe Stunde lang gedulden, bis ein Stühlerücken und bekannte Stimmen mir verrieten, dass man es sich nebenan auf dem Balkon gemütlich machte. Ich wartete eine weitere halbe Stunde ab. Während dieser Zeit sprach Alma von Kindererziehung. Sie schien sich bei Manfred Schneider in jeder Beziehung in ein günstiges Licht setzen zu wollen. Dann drückte ich den Knopf, sah zu, wie die Bänder sich langsam zu drehen begannen. Und dann – dann tönte es in voller Lautstärke: «Figaro, Figaro, Figarooooooooo...», nachher ertönte ein Räuspern, ein Plätschern von Wasser, dann wieder der «Figaro...».

«Scheusslich!» rief das blonde Gift nebenan und «Puh, wie das einem in den Ohren weh tut, so grundfalsch!»

Der Mann schwieg. Gerne hätte ich sein Gesicht gesehen.

Und weiter ging es mit einer Arie aus der Oper «Norma».

«Mandy, gehe hinüber und beschwere dich, das ist doch wirklich die Höhe!» schimpfte die Blondine.

«Hm ... nun ... ich weiss nicht recht... » hörte ich die zaghafte Stimme des sonst so selbstbewussten Mannes. Allem Anschein nach hatte er sich selbst als Sänger erkannt.

«He! Sie!» rief nun die junge Dame, anscheinend entschlossen, die Sache selbst in die Hände zu nehmen. Sie ragte mit dem Oberkörper weit über den Balkon hinaus und streckte ihr gefärbtes Haupt zu mir hinüber. «Stellen Sie sofort diesen Apparat ab!»

Ich tat dies nicht, ich stellte ihn aber leiser und sagte so freundlich wie möglich: «Darf ich Sie bit-



Der Gefangenenturm in Seftigen

Er trägt die Jahrzahl 1718 und diente bis 1798 dem bernischen Landgericht Seftigen. 1803 wurde der Gerichtssitz nach Belp verlegt.

Foto F. Loertscher, Bern

ten, Ihren Kopf wieder zurückzuziehen? Auf meinem Balkon verbringe ich meine romantischen Nächte, wie es mir passt!» Es ist kaum zu glauben, aber das blonde Gift sah mich nur betreten und nicht sonderlich intelligent an und zog sich dann wieder dorthin zurück, wo der zweite Teil ihres Körpers war, also auf den Balkon meines Nachbarn.

Dort schimpfte sie eine Zeitlang weiter, wobei der Mieter nebenan auffällig wortkarg blieb. Schliesslich einigten sie sich, den Rest des Abends im Wohnzimmer zu verbringen.

Damit hatte ich natürlich gerechnet. Was die Zwiebeln nicht vermochten, brachte das Tonband

spielend fertig. Sein Ton drang durch die erwähnten dünnen Wände. Ich musste nur die Lautstärke entsprechend regulieren.

Zehn Minuten später erschreckte mich das Zuschlagen einer Wohnungstüre. Den nötigen Schlag hatte ihr die Blondine versetzt, die, wie ich bald sah, aufgeregt unser Miethaus verliess und bald in einem zufällig vorbeifahrenden Taxi verschwand. Nun stellte ich mein Tonband ab. Es hatte seine Pflicht getan.

Am nächsten Abend fand ich einen kleinen Zettel in meinem Briefkasten. Darauf stand in schöner, schwungvoller Schrift: «Was soll das Ganze?» Unterscriben war mit «M. S.»

Ich rannte die Treppe hinauf, hinein in meine Wohnung, riss einen Zettel vom Notizblock und schrieb darauf: «Das bedeutet Heerschau beim Feind! Ihr lautes Benehmen schreit ja geradezu nach Gegenmassnahmen! C. M.» Diese Antwort landete in seinem Briefkasten.

Das war gestern. Heute abend habe ich dem einen meiner beiden Chefs die Unterschriftenmappe ganz unhöflich hingeschmissen und das Büro fünf Minuten vor dem offiziellen Büroschluss verlassen. Ich musste doch sehen, was in meinem Briefkasten lag. Die Enttäuschung war gross. Ausser der Telefonrechnung und einem Bücherkatalog war er leer. Also keine Antwort. Vermutlich hatte er sich bereits wieder mit seiner blonden Alma versöhnt. Bedächtig stieg ich die Treppen hinauf. Ich war traurig. Was nützt es schon, hübsch zu sein? Blond muss man sein! Blond und gross und... Ach was, Männer haben einfach einen schlechten Geschmack.

Vor meiner Wohnungstüre lag überraschend eine grosse Blumenschachtel. Als ich sie sah, schlug mein Herz so wild, dass ich den Wohnungsschlüssel zuunterst in meiner Handtasche kaum finden konnte. Also setzte ich mich auf meine Türvorlage und öffnete mit zitternden Händen die Schachtel, der ich drei wundervolle weisse Rosen und ein Kärtchen entnahm. Darauf stand: «Gratuliere zu den originellen Gegenmassnahmen! Feind kapituliert. Darf ich Sie zu einem Nachtessen einladen? Komme um acht Uhr. Herzliche Grüsse, Manfred Schneider.»

Jetzt ärgern mich die dünnen Wände meiner modernen Wohnung nicht mehr. Sie haben ent-

schieden auch ihre Vorteile. Doch ich muss mich beeilen, in einer Stunde kommt Manfred – endlich!
pan.

Der seltsame Schmuggler

Die Geschichte passierte vor 20 Jahren, als es noch mehr Fahrräder und weniger Autos gab. Wir wohnten damals am Grenzübergang. Jeden Abend um fünf Uhr erschien ein Radfahrer mit einem Sandsack auf dem Gepäckträger. Die Zöllner beäugten kritisch besagten Sack, der für sie recht ungewohnt war. Aber es fand sich nichts Geheimnisvolles darin als purer, mausgrauer Sand.

Auch das nächstmal, als der Radfahrer mit seinem Sandsack erschien, war nichts Verdächtiges zu erkennen. Selbst beim drittenmal fanden die misstrauischen Zollbeamten nichts. Der Mann musste wohl einen «Sandsacktick» haben, anders liess sich die Sache nicht erklären.

Doch der Zollinspektor währte eine Finte. Er wies seine Beamten an, für zwei Wochen beide Augen zuzudrücken, um sie nachher um so fester aufzumachen. Der Schmuggler in spe würde sich dann von selbst entlarven.

Doch auch die nächsten Kontrollen ergaben nichts. Also liess man den Mann mit dem Sandsacktick gewähren. Nur hin und wieder fanden flüchtige Stichproben statt, die zu nichts führten.

Nach einem halben Jahr blieb der Mann aus und kam nicht wieder. Dafür fuhr er jetzt des öfters im Luxusauto am Zollgebäude vorbei, ohne die Grenze zu passieren. Da vertrat ihm der Zollinspektor eines Tages den Weg. Er konnte sich die Frage nicht verkneifen: «Sagen Sie mir vertraulich: Was haben Sie eigentlich damals bei Ihren vielen Grenzübertritten geschmuggelt? Nur heraus mit der Sprache, es wird Ihnen nichts geschehen, dafür bürgе ich!»

Der Mann beugte sich aus dem Wagenschlag und flüsterte dem Zollinspektor grinsend ins Ohr: «Wenn Sie es unbedingt wissen wollen, Sie Sherlock Holmes: Velos!»
M. H.